

Vom Leben der Zöglinge

Carl Albert Loosli aufwühlender Bericht „Anstaltsleben“ von 1924

Fabian Brändle

Der Berner Carl Albert Loosli (1877-1959) war einer der grössten Schriftsteller und Reporter der Schweiz des 20. Jahrhunderts. Als unehelicher Sohn einer Emmentaler Bauerntochter geboren, kam er bereits als Kleinkind zu einer Pflegemutter. 1889 gelangte er ins Erziehungsheim Grandchamp im Kanton Neuenburg, es folgten Aufenthalte in verschiedenen Heimen, ehe er als Achtzehnjähriger zwei Jahre im Jugendgefängnis Trachselwald verbringen musste.

Seine schwierige Kindheit und Jugend stumpfte in nicht ab, im Gegenteil: Zeit lebens war er ein engagierter Kämpfer für eine grundlegende Reform von Schule und Heimwesen. Im Jahre 1924 erschien seine wichtige, auf eigener Erfahrung basierende Schrift „Anstaltsleben“, die nun in der schönen, von Erwin Marti und Fredi Lerch herausgegebenen Gesamtausgabe im Zürcher Rotpunktverlag neu aufgelegt wurde. Dieser kämpferische, aber doch ausgewogene Text beeinflusste reformwillige Pädagogen und Heimleiter. Doch nicht nur Loosli soll hier zu Worte kommen, sondern auch das Heimkind Monique Schneider-Monbaron.

Von Schein und Sein

Kinderheime waren oft abseits gelegen, auch physisch abgetrennt von Dörfern und Städten. Sie waren in der Regel verbunden mit einem grossen Landwirtschaftsbetrieb. Wer sich einem solchen Gutshof näherte, war, wie C. A. Loosli, beeindruckt von der Musterhaftigkeit der Betriebsführung. Obstbäume, Gärten, Getreide, alles ist streng geometrisch ausgerichtet, eine Dominanz des rechten Winkels. Jede Rille ist sorgfältig ausgejätet, kein Unkraut stört die Symmetrien. Das Werkzeug ist sauber geputzt und wohl versorgt. Nichts scheint dem Zufall überlassen. Die Stämme der Obstbäume sind alle mit Kalkbrühe weiss getüncht, „man fühlt die angewandte Theorie eines zielbewussten Obstbaumzüchters. (...) Die Pflanzungen sind wie gedrillt, sie lassen keine malerischen, ablenkenden Zufälligkeiten aufkommen. Das wirkt zunächst befremdend, dann beklemmend. Überall Akku-



ratess! Absichtlich zur Schau getragene Peinlichkeit. Ordnungsprotzerei, möchte man fast sagen.“ Die Knaben tragen die Anstaltskleidung. Sie sind verbissen in ihre Arbeit und erwidern mechanisch den Gruss des Passanten. Arbeitskraft scheint in verschwenderischem Mass vorhanden zu sein, dafür spricht die peinlich genaue Ordnung. Dem Aussenstehenden vermitteln Anstalt und Zöglinge ein Bild der Disziplin, des Fleisses. Wie sah es aber drinnen, im Seelenleben der Zöglinge aus? Waren sie so froh und dankbar, wie es der Direktor seinen Besuchern erzählte?

Die Anstaltsordnung

Die meisten Zeitgenossen propagierten damals, in den 1920er Jahren, den erzieherischen Wert von Arbeit. Beinahe jeder schweizerische Kanton besass eine

Zwangsarbeitsanstalt, wo so genannte „Arbeits-scheue“ und „Liederliche“ nach einem administrativen Freiheitsentzug „gebessert“, zu Fleiss und Tugend, erzogen werden sollten. Auch Loosli propagiert die Sinnhaftigkeit der schöpferischen Arbeit, die zudem auf das Berufsleben vorbereitet und den Zöglingen wertvolle Kenntnisse in Haushalt, Flur und Feld vermitteln kann. Doch war die Arbeit im Heim oft stumpfsinnig, mechanisch, zudem auch nicht den körperlichen Begrenztheiten von Kindern angepasst. Zwar erlernten die Zöglinge wertvolle Dinge. Doch im Zentrum stand die „Dressur“, die Disziplinierung zum willenlosen Befehlsempfänger. Bei vielen stellte sich der „Arbeitsverleider“ ein, man drückte sich, wo es ging. Manche entwickelten gar eine regelrechte Arbeitsscheue. Wie Loosli moniert, wurde schlechte Leistung zwar bestraft, gute



aber nicht belohnt. Er stand für die Gewährung von mehr Freizeit bei entsprechendem Fleiss und Können. Doch von diesem „Prämiensystem“ war man noch weit entfernt. Die vom „Hausvater“ er-

lassene Ordnung stand unangefochten da, wurde gar zum Selbstzweck. Sie war streng und regelte das Anstaltsleben bis ins kleinste Detail. Ein sommerlicher Werktag konnte folgendermassen aussehen:

5.30 Aufstehen
5.45 Hausarbeiten
6.00 Frühstück
6.15 Morgenandacht
6.30 Hausarbeiten oder Schulaufgaben
7.00 Antreten zur Arbeit oder Schule
10.00 Pause, Imbiss
10.15 Arbeit oder Schule
11.45 Antreten zum Mittagessen
12.30 Häusliche Arbeiten und frei bis
13.00 Antreten zur Arbeit
16.00 Vesper
16.15 Arbeit
18.30 Aufbruch von der Arbeit, Versorgung des Werkzeugs
19.00 Abendessen, dann frei bis
19.45 Abendandacht
20.00 zu Bett
20.15 Lichterlöschen

Der Tag war geregelt im Minutentakt, Unpünktlichkeiten wurden stets sanktioniert. Verstösse gegen die Ordnung wurden ebenso geahndet, mit Blossstellungen, Schlägen, ja mit Dunkelkammer, Essensrationierung oder gar Zwangsjacke. Strafen konnten auch subtiler ausfallen: „In derselben Anstalt drang der Vorsteher immer darauf, dass beim Kartoffelschälen die Pelle so dünn als möglich ausfalle. Fand er bei einzelnen Zöglinge zu dicke Pelle, wurde diese den Fehlbaren im Kaffee vorgesetzt und musste verschlungen werden.“ Wer abhaute, musste oft mit einem Gewicht am Fuss herumwanken. Auch Kollektivstrafen waren gang und gäbe. Der Hausvater, oft ein ehemaliger Lehrer oder Pfarrer, sorgte oft mit diktatorischen Mitteln für die Aufrechterhaltung der Ordnung. Er war nicht nur für die „Erziehung“ der Zöglinge verantwortlich, sondern auch für das wirtschaftliche Fortkommen der Anstalt. Ihm zur Seite standen seine Frau, die Hausmutter, verantwortlich für Haushalt und Kleidung, ein schlechtbezahlter Hilfslehrer (manchmal ein jugendlicher Idealist, oft aber ein resignierter Prügler), eine Köchin, ein Karer, ein Melker. Oft waren die Hilfskräfte beliebt, denn sie stammten auch aus einfachen Verhältnissen und hatten ein Herz für die Zöglinge, honorierten auch deren Einsatz. Der Hausvater überwachte alles, ihm sollte nichts entgehen. Aber wie sollte es möglich sein, eine Gruppe von vielleicht 35 Kindern erzieherisch zu begleiten, den einzelnen zu fördern? Ziel waren vielmehr Zucht und Ordnung sowie ein guter Eindruck gegen aussen. Zwar war er einer Aufsichtscommission verpflichtet, doch diese erschien ange-

meldet und interessierte sich oft mehr für eine rentable Wirtschaftsführung als für das Wohl der Zöglinge. Der Hausvater kannte natürlich auch Taktiken, sich die Kommission willfährig zu machen, zeigte sich einsichtig, machte selber auf kleinere Missstände aufmerksam, die er zu beheben versprach. Wer den Mut aufbrachte, sich zu beschweren, musste später mit Schikanen seitens der Heimleitung rechnen.

Widerstand, Freizeit

Wohl gab es Aufnahmen, aber in der Regel waren Hausvater, Hausmutter und Hilfslehrer verhasst. Findig inszenierten die Zöglinge Widerstandsaktionen im Graubereich, trödelten, beschädigten Inventar, drückten sich. Manchmal entwickelte sich ein regelrechter Kleinkrieg zwischen Hausvater und Kinderschar. Der Hausvater musste indessen stets darauf bedacht sein, sein Gesicht zu wahren, sich keine Blösse zu geben, denn dies schadete seiner Autorität. Er war ja sozusagen allmächtig und mit einem ausgeklügelten Strafenet ausgestattet. Dennoch gab es manchmal kollektiven Widerstand, so genannte „Meutereien“, Arbeitsverweigerungen, wenn etwa die ohnehin fade Kost ungeniessbar war oder allzu spärlich ausfiel. Die Zöglinge, vor allem die Knaben, hielten eng zusammen, um sich gegen die Übergriffe zu wehren. Die Kleineren hatten den Grösseren bedingungslos zu gehorchen, Aussenseiter wurden physisch und psychisch gequält. Besonders streng ahndete man so genannten Verrat. Zur Rede gestellt, verhielt man sich in der Regel feige, ja kriecherisch, Lügen waren an der Tagesordnung. Wer Glück hatte, bekam manchmal Besuch und konnte sich dann aussprechen oder gar ausweinen, denn Briefe wurden zensiert. Auch die Sonntage waren verplant, erfolgte doch morgens der Gottesdienst. Überhaupt spielte die christliche Religion eine zentrale Rolle, sollte sie doch die Zöglinge auf Gehorsam und Dankbarkeit einschwören. Ihre spärliche Freizeit nützten sie zum Spielen, Korrespondieren oder Lesen, obwohl die Bibliotheken meist nur Ramsch enthielten. Die Heimleitung gab sich alle Mühe, das Thema Sexualität zu tabuisieren und drohte mit Gottes Zuchtruten. Loosli erwähnt aber trotz diesen frommen Anstrengungen die Onanie, oft auch in Gruppen praktiziert. Die älteren Zöglinge verfügten immerhin dann über ihren sonst disziplinierten eigenen Körper und zelebrierten ihre erwachende Männlichkeit.

C. A. Loosli sorgte mit seiner engagierten, gut lesbaren, objektiven Schrift für einiges aufsehen und fand manch offe-

nes Ohr, so auch den Vorsteher eines Stadtbasler Kinderheimes. Wie er ausführte, meldeten sich bis dahin noch keine ehemaligen Zöglinge, um über die Missstände zu berichten. Zu gross war ihre Angst und Scham, zu gross auch der Wille, Vergangenes ruhen zu lassen oder zu verdrängen. Das hat sich geändert. Viele ehemalige Heimkinder schreiben nun selber über ihr schweres Schicksal, andere geben Forschenden bereitwillig Auskunft. Besondere Aufmerksamkeit erfuhr Arthur Honeggers autobiographischer Roman „Die Fertigmacher“. Ein Beispiel aus dem Berner Seeland veranschaulicht, dass es auch in der Kriegs- und Nachkriegszeit um das Anstaltswesen in unserem Land miserabel bestellt war.

Monique Schneider-Monbaron im Waisenhaus Murten, 1940er Jahre

Das Seeländer Mädchen Monique Schneider-Monbaron hatte eine wahre Odyssee als Verdingkind an verschiedenen Pflegeplätzen hinter sich, als sie in den 1940er Jahren ins Kinderheim Murten eintrat. Rund 35 Kinder wohnten und arbeiteten dort. Nur wenige von ihnen waren tatsächlich Waisen, die meisten



kamen wie Monique Schneider-Monbaron aus schwierigen Familienverhältnissen. Monique sollte acht Jahre ihres Lebens im Kinderheim verbringen. „Wie an jedem Ort, wo ich hinkam, so wurde ich auch hier zuerst ins Bad gesteckt und dann neu eingekleidet, jedoch mit fremden Kleidern (...) Nachdem ich ins Heim kam, entdeckte ich plötzlich meine schönen Kleider ab anderen Kindern. Darüber war ich natürlich sehr empört. Nachdem ich dies meiner Gotte sagte, setzte sie sich dafür ein, dass ich wieder meine eigenen Röckchen tragen durfte. (...) Ich musste mich bald einmal von ihnen trennen und dunkle, altmodische Klamotten des Heims tragen, welche mir so ganz und gar nicht gefielen.“ Schon die kleinen Kinder mussten in Haushalt und Küche mithelfen. Die grösseren Mädchen mussten sich zudem um die Kleinen kümmern, wurden also unterwiesen in Haushaltsführung und Kinderpflege, gleichsam vorbereitet auf ihr zukünftiges Leben als Dienstmägde oder Mütter. Auch in der Landwirtschaft mussten die Kinder hart arbeiten, die Ferien galten der Heuet. Das war damals allerdings auch für die Bauernkinder oft nicht anders. Zudem mussten die Kinder „abstopfeln“, das heisst die Ähren auf abgeernteten Feldern ablesen. Die rigide

Hausordnung sah für kleinste Verfehlungen ein Bündel an Strafen vor. „Eine andere Strafe bestand darin, die Arme frei zu machen, sie auszustrecken und die Fingerspitzen nach oben zusammen zu halten. Mit einer Rute bekamen wir einige Schläge darauf. Das juckte und brannte wie Feuer und der Arm wies bald Striemen in allen Farben auf.“ Eine Privatsphäre existierte in Heimen kaum. Besonders demütigend war es im Heim Murten, sich vor versammelter Kinder­schar auszuziehen und Schläge auf den nackten Po zu bekommen. Als ein Bube zweimal aus dem Heim entwich, beanstandete eine Kommission diese Strafe, die dann auch abgestellt wurde. Das zeigt auf, dass die Behörden durchaus eingreifen konnten, wenn krasse Missstände aufgedeckt wurden. Leider taten sie dies viel zu selten, und für die Heimleitung hatte dies meistens keine Konsequenzen. Ungerechtigkeit konnte Monique rasend machen. Sie vermisste auch Liebe und Zuneigung, denn ihre Mutter kam nur recht selten auf Besuch und hänselte sie dann erst noch wegen der schäbigen Kleidung. Zum Heimvater hatte sie eine gute Beziehung. Das machte die Heimmutter eifersüchtig, so dass sie Monique oft undankbare Ämtli



zuwies. Besonders demütigend war es auch, wenn die Dorfkinder die Heimkinder auf dem Schulweg verspotteten. Die Kost war karg. Meistens gab es Haferbrei, mal eine Wurst, nur sonntags ein Stück Fleisch. Das eintönige Essen verleidete den Zöglingen: „Das Sonntagsmenü wechselte jede Woche ungefähr so: Am ersten Sonntag, Schweinsragout mit Kartoffelstock, am zweiten Sonntag, Siedfleisch mit Salzkartoffeln, am dritten Sonntag, Speck mit Bohnen, und am vierten Sonntag, Cervelats mit Kartoffelsalat. Im Winter erhielten wir vor der Mahlzeit zur Suppe einen Löffel Lebertran, den ich nur mit Widerwillen einnahm. Das Abendessen bestand meistens aus Mais- oder Griesbrei mit einem Früchtekompott oder Zibeleschweizi oder geschwellte Kartoffeln mit Konfitüre.“ Wir dürfen indessen nicht verges-

sen, dass damals auch die Kinder von Kleinbauern und Arbeitern nur einfache, eintönige Kost zu sich nehmen konnten. Der Speisezettel der Armen war allgemein sehr einfach. Immerhin klagt Monique nicht über erlittenen Hunger.

Zum Glück gab es jedoch auch im tristen Heimalltag gute Momente. So freute sich das intelligente Kind Monique darauf, in die Schule zu gehen. Sie war denn auch das einzige Heimkind, das später die Prüfung zur Sekundarschule bestanden hat. Die Kinder nutzten ihre spärliche Freizeit zu Spielen und Streichen. Sonntags ging man spazieren, turnte, lernte die Pflanzenwelt kennen. Im Winter ging man Ski fahren oder schlitteln. Manchmal gab es auch Konflikte, namentlich mit den Knaben, die das Radio okkupierten und den Fussballübertragungen lauschten, während die Mädchen lieber Musik hören wollten. Monique las gerne und freute sich sehr, als sie ein Silwabuch erhielt. Sie ging auch regelmässig in die Bibliothek und las Bücher wie „Die schwarzen Brüder“ von Lisa Tetzner. Sie war zudem sehr tierliebend und hatte guten Umgang mit dem Vieh. Auch während der Arbeit lachten die Kinder. Sie sangen und pflegten somit das traditionelle Liedgut.

Auch der etwas jüngere Heimkind Franz Rueb hatte ähnlich schlimme Erfahrungen machen müssen, und zwar sowohl in einem katholischen, von Nonnen geführten Heim als auch in einem protestantischen Heim nahe von Zürich. Be-

sonders eindrücklich sind Ruebs Beschreibungen des dortigen Heimleiters, einer diktatorischen Figur. Als Bettnässer war Rueb besonders gestraft, nicht nur wegen der Demütigungen. Vielmehr wurde er auch noch bestraft, trugen doch die Bettnässer die Haare geschoren. Ähnlich wie C. A. Loosli resignierte Rueb nicht. Er wurde Drucker, war engagierter Kommunist und begann zu schreiben, zuletzt über seine Kindheit und politische Karriere.



Im Jahre 1989 beschlossen die Mitgliedsstaaten der UNO die „UN-Konvention über die Rechte des Kindes“. 1997 ratifizierte auch die Schweiz dieses völkerrechtliche Grundsatzpapier. Zu den zehn wichtigsten Rechten des Kindes gehören Recht auf Gleichheit und Schutz vor Diskriminierung, Recht auf Bildung und Ausbildung, das Recht auf Freizeit, Spiel und Erholung, das Recht auf eine Privatsphäre, der Schutz vor Grausamkeit und Vernachlässigung sowie das Recht auf eine Familie und elterliche Fürsorge. Noch sind wir leider weit davon entfernt, diese Grundsätze überall auf der Welt durchzusetzen.

Literatur:

Lerch, Fredi und Erwin Marti (Hg.). Loosli, Carl Albert. Anstaltsleben. Werke Band 1. Verdingkinder und Jugendrecht. Zürich 2006.

Marti, Erwin. Carl Albert Loosli. Zwischen Jugendgefängnis und Pariser Bohème (1877-1907). Zürich 1996.

Honegger, Arthur. Die Fertigmacher. Zürich 1974.

Rueb, Franz. Rübzahl spielte links aussen. Erinnerungen eines Politischen. Zürich 2009.

Schneider-Monbaron, Monique. Die ersten 20 Jahre als Heim- und Verdingkind ... und was daraus wurde. Bern 2007.

